

AURA DER ANGST

2021

1 Sähe

Es war einmal ein Jahr, das blieb den Einwohnern der Stadt lebenslang in Erinnerung.

Eines nachts öffnete er die Augen und wußte nicht, daß er erträumt worden war. Zunächst sah und fühlte er die unabdingbare Finsternis. Er spürte das nasse, kalte Gras unter sich, die steifen Glieder, die Beton-Füße der Parkbank, unter der er lag. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Wie er dorthin gekommen war? – Er konnte es nicht sagen; jegliche Erinnerung war ihm genommen. Nicht einmal sein Name wollte ihm einfallen. Dabei ging es ihm soweit gut, außer, daß er nicht atmete. In Erstaunen erhob er sich aus der Niederung, stellte sich aufrecht und prüfte Arme und Beine. Alles da. Und doch war es anders. Er kannte kein Gewissen, keine Freude; in ihm existierte überwiegend bloße Leere. – Denn er war ein Gespenst; eine körperlose Erscheinung aus vergessenen Tagen.

Was er sehen konnte, das glaubte er. Inmitten eines kleinen Parks fand er sich wieder: Einige Bäume säumten einen Teich, um den Bänke standen. Unter einer davon hatte er die Augen aufgeschlagen. Die Erscheinung wußte allerdings nicht, das Restbild eines Toten zu sein; sie war schlichtweg existent. Niemand konnte sagen weshalb. Gehörte der Geist zu jemandem, der in der Nähe verstorben war? Oder konnten Geister weite Entfernungen zurücklegen, ohne es wahrzunehmen?

Im Rücken der Erscheinung ragte ein großes Gebäude auf, wenigstens vier Stockwerke hoch. Mit wenigen Blicken konnte man erkennen, daß es ein Krankenhaus sein mußte.

War er also dort gestorben? Auf der Intensivstation? Würde sein Geist nun befreit umherschweben, während sein Körper unter einem Tuch dahinfault?

So einfach war es gewiß nicht, das bekannte selbst die Erscheinung. Auch wenn sie noch niemals ein Geist gewesen war, so stellte sie doch dreierlei Dinge mit Gewißheit fest: Erstens, die Erscheinung war ein Mann, offenbar jung gestorben. Zweitens, er wußte weder seinen Namen, noch seine Herkunft, noch den Grund für sein Dahinscheiden. Er war sozusagen ruhelos und ohne Orientierung gleichermaßen. Drittens, und das bedeutete ihm das höchste: Er fühlte, daß er wegen einer Frau hier war. Einer Frau namens Aethelu. Einer Frau, die er mehr als alles auf der Welt geliebt hatte. Ihretwegen wäre er an diesen Ort gebunden, mußte immerfort in ihrer Nähe weilen.

Arbeitete sie hier, diese Aethelu? Hier im Krankenhaus? War sie eine Ärztin? Eine Schwester? Die Empfangsdame? Oder war sie vielleicht ... mit ihm gestorben, und er ist deshalb diesem ungewöhnlichen Ort instinktiv verpflichtet?

Es sorgte ihn, so wenig zu wissen. Wie ein unstillbarer Drang nach Wasser war sie ihm; alles mochte man vergessen, nur ihr Antlitz wollte er um jeden Preis wiedersehen. Doch ausdruckslos und fremd sein Gesicht, sein blasses, halb durchsichtiges Abbild, das auch noch eine Handbreit über dem Boden zu schweben schien. Wie er so nach außen wirkte, das Gespenst im Park? Weder interessierte er sich dafür, noch wollte er darüber Kunde tun. Ganz zu schweigen davon, daß er ahnte, niemals wieder ein Wort zu sprechen.

Unbeirrbar drängte ihn nun sein Herz, sein metaphorisches Herz, sich auf die Suche nach Aethelu zu begeben; seine große Liebe, die in diesem Krankenhaus zu finden

sein mußte.

Die Erscheinung begab sich auf den Weg: Von Wind getrieben schwebte die erahnte Form in Richtung des Gebäudes, suchte nach einem Eingang. So spät war es bereits, daß niemand den Spuk hätte wahrnehmen können, nach Mitternacht war es gewiß. Still und ohne Schatten war diese Welt um ihn; Laternen beleuchteten einen Weg, auf dem niemand lief; die Haupttür war aufgeschlossen – für niemanden, der dort wandelte, wartend auf den nächsten Notfall. Schläfrig langweilte sich ein Angestellter in der Notaufnahme, widmete seine Zeit dem Soduko-Highscore auf dem Smartphone. Wahrlich, es war ein ruhiger Abend.

Nicht, daß man von einem kleinen Krankenhaus sprechen wollte: dreihundert Betten gab es schon, und eine Belegschaft von etwas mehr als einhundert Personen, Ärzte eingeschlossen. Einen guten Ruf hatte das Haus seit Jahren; man brachte nicht nur die Notfälle hierher; es war auch das Zuhause für einige Spezialisten in Sachen Brandverletzungen, Orthopädie und so weiter. Auf einen Flügel zum Thema Sozialdienst und Seelsorge war man besonders stolz. Nur an diesem einen Abend war eben etwas weniger los als sonst. Tags zuvor waren nachts vier Patienten eingeliefert worden, Opfer eines Verkehrsunfalls auf der nahen Autobahn. Heute ruhten die Verletzten in ihren Betten, umsorgt von Pflégern, überwacht von Elektronik. Die Erscheinung wußte von all dem nichts.

Sie widmete sich dem Betreten des Gebäudes, im übertragendem Sinne. Denn sobald sie sich einer Tür näherte –

dahinter lag ein langer erhellter Flur –, griff ihre Hand ins Leere. Deutlich erkannte sie die Form ihrer Hand, nur ließ sich der Türknauf nicht erfassen. Die Finger gingen durch das Feste, als bestünden sie aus Nebel.

Darüber verblüffte der Geist weniger als erwartet. Stattdessen begriff er sehr schnell, daß er sich schlichtweg vorwärts bewegen mußte, um das Hindernis zu passieren, sey es nun eine Tür oder Mauerwerk. Einen kurzen Moment verdarb es seine Blicke, dann sah er wieder klar, und das Hindernis lag hinter ihm.

Ob er daran einen Gedanken verlor, der junge Mann? Immerhin legt nicht jedermann solche Fähigkeiten an den Tag. Doch für den Ruhelosen galt die Erfahrung nur für einen Augenblick als erinnerungswürdig; es wunderte ihn nicht, es beunruhigte ihn nicht. Er mochte akzeptieren, was geschehen war, und hatte kurz darauf schon wieder die Eigenartigkeit des Geschehenen vergessen. Für ihn zählte allein, daß sich das Betreten des Krankenhauses für ihn anfühlte, als sey er Aethelu, seinem Ziel, nähergekommen.

Bedächtig und lautlos schwebte er den Flur entlang, durchdrang problemlos eine Feuerschutztür. So erreichte er eine Kreuzung, an der ihm zufällig die Beschilderung ins Auge fiel. »Leichenhalle« las er unter anderem. Und da erschien es ihm ganz klar: Würde er von diesem Ort nicht angezogen, weil seine Liebste in der Leichenhalle liegt? War sie mit ihm gestorben? Mußte er dort nach ihr suchen?

Oder war sie an dem Verkehrsunfall, wenn es denn einen gab, auf andere Weise beteiligt, etwa, indem sie zur un-rechten Zeit auf dem Fußweg lief und überfahren wurde? Wie paßte alles zusammen? Waren er und sie gleichzeitig gestorben, und konnte er deswegen nicht von ihr lassen?

Das gewissenlose Gespenst wußte es nicht; es war wie ein seelenloses Tier, das nur tat, wozu ihm die Natur Leben eingehaucht hatte; reagierte nach genetischer Programmierung sozusagen. Mit der Idee des Warums konnte es sich nun wirklich nicht befassen. Nur das Ziel galt ihm wichtig.

Über eine abwärtige Treppe, immer der Beschilderung folgend, erreichte er einen weiten Raum, in dem kein Licht brannte. Die Erscheinung machte sich nichts daraus, sie konnte dennoch in der Dunkelheit sehen. Da waren mehrere Metalltische, Werkzeuge, Umkleiden, Brausen, Chemikalien, Probenbeutel, mehr Fliesen als man zählen kann und ein Schrein mit aufheiternden Postern und Sprüchen. Letzteres gehörte übrigens in der Tat in die Pathologie, sonst würde ein menschliches Wesen, das hier zur Arbeit geht, verrückt werden. Es fanden sich auch Schließfächer, hinter denen Tote gekühlt aufgebahrt lagen. Würde er in diesem Verlies seine Aethelu finden? War es wirklich so einfach?

Mit Romantik und Sehnsucht in seinem beklagenswerten Herzen begab er sich auf die Suche. Da die Griffe der Kühlfächer seiner Hand keinen Widerstand bieten konnten, nutzte er kurzerhand seinen gesamten Kopf. Es muß zuweilen ulkig ausgesehen haben, wie eine materiellose, kaum erkennbare Wolke in menschlicher Umreißung sein Haupt in die Wand schiebt, abwechselnd von rechts nach links, von unten nach oben, bis auch die letzte Kühlkammer geprüft worden war.

Wir wissen heute nicht, was die Erscheinung beim Anblick der Toten empfunden hat, oder ob überhaupt welche

in den Kammern gelegen haben. Allerdings, sowie er die letzte Möglichkeit ausgeschlossen hatte, verfiel er in große Erleichterung, denn sie war nicht dort. Aethelu war keine Tote, die im Keller kühlte. Sie mußte irgendwie anders zum Krankenhaus gehören ...

Weit öffneten sich seine Augen, als er das erkannte, und zufrieden über dieses Glück floß er bis zur Unsichtbarkeit auseinander und löste sich auf.

Abermals war das Erste, das er zu Gesicht bekam, das Gras unter seinem Gesicht. Abermals erwachte der Körperlose im Park neben dem Krankenhaus, erschien unter der Sitzbank wie aus dem Nichts. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Es war kurz vor Mittag, obgleich die Bewölkung alles verdunkelte, als stünde Unwetter bevor. Es mögen ein paar Stunden vergangen sein, vielleicht auch ein paar Tage.

Aethelu, dieses Wort, schwirrte in seinen Gedanken, und es dauerte nicht lange sich zu erinnern. Ja, sie war seine große Liebe, und ja, er war irgendwie an das Krankenhaus gebunden. Ihretwegen. Und an noch etwas erinnerte er sich jetzt: Sein eigener Name – er fiel ihm noch immer nicht ein – war ihrem gleich, nein, er klang ihm vielmehr ähnlich!

Mit nicht weniger Euphorie stellte er sich auf und schwebte furchtlos zum Krankenhaus. Diesmal meinte er es besser zu machen, und wollte andere Wege gehen. Die Leichenhalle konnte er jedenfalls ausschließen.

Als würde er seinen täglichen Arbeitsweg antreten, passierte er die verschlossene Eingangstür und bewegte sich

unaufhaltsam durch den Flur bis hin zur Kreuzung, an der er das erste Mal auf eine Art Beschilderung getroffen war. Diesmal nahm er die entgegengesetzte Richtung und ergründete, wohin ihn die langen Flure führten. Weit kam er allerdings nicht. Denn so unauffällig, wie er sich glaubte, war er keinesfalls:

Eine Pflegerin, die an diesem Morgen mit einem Wagen das Frühstück an Patienten verteilte, traf in genau so einem Flur auf die Erscheinung. Unerwartet stand sie plötzlich vor ihr, wollte ihr eigentlich nichts Böses, nahm sie vielleicht nicht einmal wahr – denn Aethelu war es nicht. Doch der Frau blieb beinahe das Herz stehen: Sie stieß den Wagen um, ließ alles Geschirr aus den Händen fallen, benäßte ihre Hosen und brach kreischend zusammen. Derweil erreichte die Gestalt, die sich keiner Schuld bewußt war, das Ende des Flurs und löste sich dort auf.

Sogleich eilten allerlei Kollegen und Patienten zu ihr, halfen ihr auf und fragten, was geschehen sey. Es dauerte eine Stunde, bis ihre Farbe ins Gesicht zurückkehrte und sie hervorbrachte, was sie gesehen hatte, und wurde bald darauf von einigen als Träumerin abgetan. Man schickte sie nach Hause, machte einen Eintrag im Behandlungsprotokoll, und eine aufgeschreckte Patientenschaft begab sich wieder auf ihre Zimmer. Doch einige von ihnen, die ganz Abergläubischen und fromm Gläubigen, deuteten die angebliche Erscheinung. Es mag erstaunen, daß die einen sie als bösen Dämon, die anderen als guten Engel abtaten. Allen gemein war, daß sie in der folgenden Nacht kaum schliefen.

Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Das Gras war lang geworden in der schönen Frühlingssonne. Und seit dem letzten Mal mußten wenigstens ein paar Wochen vergangen sein! Trotzdem war ihm seine letzte Erinnerung frisch, als sey sie nicht älter als einige Minuten.

In dieser Nacht nahm der Spuk seinen gewohnten Weg. Durch den Flur, vorbei am Beschilderungsbaum, weiter durch ein Atrium und zwei angrenzende Flure. Unermüdet suchte die Erscheinung nach einer Karte, einer Art Gebäudegrundriß. Vielleicht ließe sich auf diesem Weg erforschen, wo seine Geliebte zu finden ist?

Noch war niemand auf den Gängen; eine Totenstille durchzog das Haus. Jede Kleinigkeit hätte einhundert Schritte weit geschallt. Doch Geräusche waren dem Gespenst kein vertrautes Konzept: Es bewegte sich, als hätte man mitten im Film die Stummtaste gedrückt.

Seine Aufmerksamkeit fiel irgendwann auf eine Tafel nahe einem Treppenaufgang. Sie war bunt und reichhaltig verziert; dort hatte man eine Gliederung der Krankenhausabteilungen mitsamt den Namen von Chefärzten und Verantwortlichen aufgetragen. Unverzüglich begab er sich auf den Weg und kam dabei an der Säuglingsstation vorbei. Einen Teil der Räumlichkeiten hatte man mit großen Scheiben versehen, an denen die Angehörigen stehen konnten, um ihre Babys zu bewundern. Auf der anderen Seite der Scheibe reihten in geometrischer Formation vier mal sieben winzige Bettchen, darin schlummerten die Neugeborenen einen unverdorbenen Traum.

Sowie jedoch die Erscheinung, allein die Tafel im Blick, an der Scheibe lautlos wie fallender Schnee entlangschwebte, da erwachten die Kinder beinahe gleichzeitig und schrien ein entsetzliches Gewitter. Den Auslöser scherte das wenig;

so geräuschlos wie er weiterzog, so taub und unempfindlich war er für die Eindrücke der Lebenden.

Die beaufsichtigende Schwester stürmte auf die Station, bereit die Babys vor dem wütenden Wolf zu verteidigen. Doch da war niemand außer eine Meute aufgeschreckter Kinder. Nachdem sie sich von der Gefahrlosigkeit überzeugt hatte, seufzte sie tief. Denn allein mußte sie nun alle wieder beruhigen.

Während sie Kind um Kind in den Arm nahm und müde wiegte, warf sie einen kontrollierenden Blick auf den Flur, erst nach links, dann nach ...

Um ein Haar wäre ihr das Kind aus der Hand gefallen! Umso fester hielt sie es nun, preßte sich an die Wand, so dicht sie nur konnte, und murmelte etwas. Ob das Ding sie gesehen hatte? Sie konnte das Ding jedenfalls sehen. Da, am Ende des Flurs! Da schwebte ein echter Geist über dem Boden, verweilte. Nur weshalb? Was gab es dort? Wieder überkam sie maßlose Angst, daß ihr die Beine zitterten; wieder brachte sie die Tapferkeit auf, den Flur hinunterzusehen – doch da war es weg.

Die Schwester brauchte einige Tage, um von ihrer Begegnung zu erzählen. Kollegen berichteten ihr wiederum über den Tratsch-Kanal, daß vor einiger Zeit einer anderen Mitarbeiterin etwas Ähnliches passiert sey.

Und unser Gespenst? Das ärgerte sich im Moment der Auflösung, denn es hatte bereits die ersten Namen gelesen.

Noch zweimal schrien die Babys auf der Station, einmal gegen Mittag, Anfang Mai. Dann ein weiteres Mal, wieder

nachts, im Juni. Da es so unerwartet und grundlos geschah, hielt das Personal es für möglich, derselbe Spuk sey für beide Male verantwortlich. Und damit machte das Gerücht die Runde und drang auch bis zu Aethelu vor.

War es eine Heimsuchung?, munkelte man. Oder ein übler Scherz der Belegschaft? Mittlerweile hatte man eine Überwachungskamera installieren lassen, die auf jene Tafel ausgerichtet worden war. Doch hier ließ sich unser Suchender nie wieder blicken.

Warum manchmal Tage, manchmal nur Stunden zu vergehen schienen, konnte die Erscheinung nicht erklären. Auch diesmal kräuselte sich das Gras unter ihm. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Mittlerweile hatte sich der Spuk einer Tafel in einem anderen Gebäudeteil zugewendet und besuchte sie regelmäßig. Und mit jedem Namen, den er las, hoffte er auf eine Erinnerung an Aethelu. Das Problem lag allerdings darin, daß er sich nur an ihren Vornamen erinnert, nicht an ihren Nachnamen. Und auf der Tafel mit Abteilungen und Chefärzten standen immer nur Nachnamen. Es hätte jeder und keiner sein können. Alle Mitarbeiter waren hier jedenfalls nicht aufgeschrieben.

So faßte er den Entschluß, auf müßigem Weg weiter ins Innere des Krankenhauses vorzudringen, vielleicht auf andere Etagen, in der vagen Hoffnung, seiner Aethelu persönlich zu begegnen. Und in einem solchen Moment seine Erlösung zu finden.

2 Reife

Über die letzten Wochen hatte sich die Erzählung eines herumschwebenden Spuks verbreitet. Einige bezeichneten diese Fantasie als »Sommerloch«, wenn es also nichts Wichtigeres zu berichten gibt; andere scherzten über das Ereignis oder nahmen es auch mit Ehrfurcht auf. Wie auch immer – niemand konnte etwas beweisen, alles waren nur Gerüchte und schräge Aussagen. Und was sollten erst die Patienten davon halten? Immerhin ging es hier um ihr Wohlergehen – sie sollten in Genesung ruhen und Kräfte sammeln, sich nicht fürchten!

Zumindest der Umstand mit den fehlenden Beweisen änderte sich am letzten Juni-Wochenende, als ein junger Pfleger gerade einen Wagen mit Schmutzwäsche herumfuhr. Leichtfüßig war der Spring-ins-Feld, machte sich kaum Gedanken um das neue große Thema, von dem ihm seine älteren Kollegen selbstverständlich erzählt hatten. Es war ja sogar so, daß man Wetten abschloß, wo und wann die Gestalt als nächstes erschiene. Ja, es gab sogar einen unter ihnen, der vermerkte auf einem Plan den Ort der letzten bekannten Erscheinungen und dazu Datum sowie Uhrzeit. So meinte er festzustellen, ob der Hausgeist sich auf eine bestimmte Station konzentrierte. Bislang gab es kein eindeutiges Ergebnis, die Chancen waren für alle mit Wetteifer Beseelten gleich groß.

Jedenfalls schob der Mann seinen Wagen, als unsere Erscheinung um eine Ecke schwebte, direkt an ihm vorbei (oder hindurch?) und ihren Weg unbekümmert fortsetzte, als suche eine Ratte im Labyrinth nach dem Ausgang. Geistesgegenwärtig nahm er sein Mobiltelefon aus der Tasche.

Man sagt, die Jugendlichen lassen sich weniger verblüffen als die Erwachsenen. Diesmal jedoch zitterte seine Hand ein wenig, als er mit der Videokamera des Gerätes jenen Teil des Flurs filmte, durch den diese halbdurchsichtige Wolke mit Gesicht ihren Weg machte. Als sie verschwand, behielt er etwas Greifbares zurück, das er anschließend Dutzende Male seinen Kollegen vorspielen mußte. Keine halbe Stunde darauf war das Video im Internet abrufbar.

Was sah man nun? Nicht viel, um genau zu sein. Aber immerhin mehr, als man auf einer dieser fragwürdigen Ufo-Aufnahmen erkennen konnte. Für die Dauer von zwei Sekunden schwebte Etwas vollkommen geräuschlos von links nach rechts und verschwand hinter einer Ecke. Es reichte, um die Vermutung eines Leibes auszumachen, zwei Arme waren jedenfalls unzweifelhaft vorhanden, nach unten verschwand alles immer mehr zu Nichts. Der Kopf gehörte zu den am deutlichsten sichtbaren Teilen. Es war ein Mann, kein Zweifel, nicht älter als vierzig. Wichtiger als das war der Ausdruck seines Gesichts, so viel man sich selbst und seinen Augen zugestehen wollte: Ein erschlafenes, müdes Antlitz, mit bemerkenswert traurigem Ausdruck; weder zornig noch erfreut; sondern anteilnahmslos, aufgezehrt, sehnsüchtig. Was man hier auf Video gebannt hatte, das fühlte die Erscheinung eine jede Sekunde.

Helle Aufregung erfaßte Station C im zweiten Stock, als bekannt wurde, daß jemand das Hausgespenst endlich auf Video gebannt hatte. Hinweise über Suchbegriffe im Internet wurden verbreitet, Links wurden geteilt. Und endlich

konnte sich jedermann über zwei Sekunden Bewegtbild selbst das Maul zerreißen: Wer es wohl sey? Ob das echt sey? Oder nur ein Schwindel? – Man muß eingestehen: Bei der heutigen softwaregestützten Videobearbeitung ist so Vieles möglich, daß ein Laie Kunst von Wirklichkeit nicht länger unterscheiden kann ...

Doch das hier war anders: Schon vor diesem Video machte man sich seine Gedanken über das neue Krankenhaus-Maskottchen, das eine Aura von Gefahr und Abenteuer bedeutete. Jeder Angestellte hatte die Chance, dem Geist persönlich zu begegnen. Einige hatten bereits das Vergnügen und waren zu heimlichen Stars aufgestiegen. Wer würde der Nächste sein?

Aethelu machte gerade Pause. Sie saß im Gemeinschaftsraum, eine Tasse Tee zwischen ihren Händen. Gerade hatte sie drei Stunden lang Patienten betreut, nun brauchte sie Abwechslung. Die tägliche Begegnung mit dem menschlichen Leiden zermürbe sie, wie sie sagt. Und gleichzeitig werde sie von Erfolgen, vom Schicksal Genesener aufgebaut und gestärkt. Ein zweischneidiger Beruf so ein Leben als Medizinerin.

Ein Kollege kam herein, offenbar ganz außer sich, das Smartphone in der Hand. Ohne Rücksicht fragte er Aethelu, ob sie das Video schon gesehen habe. Wenn nicht, dann könne sie es gleich hier bei ihm schauen.

Doch sie wollte davon nichts wissen. Unwillig sah sie auf, der Kopf neigte sich müde dem Tisch entgegen, in dem die Augen ein Kissen sahen. Lange Schichten, kurze Nächte.

Als das Video dann doch abspielte, warf sie unweigerlich einen Blick auf die kurze Sequenz. Ob das nicht der Flur unten bei den Waschräumen sey, fragte sie nun aufmerk-

samer. Abermals schaute sie sich die Aufnahme an, dann wieder. Das Video spielte in einer Endlosschleife. Plötzlich war es ihr, als erinnerte sie das schwach umrissene Gesicht an jemanden.

Von all dem Trubel hat der Ruhelose nichts mitbekommen, als er an diesem Juli-Abend die Augen aufschlägt. Der Boden war noch warm von der Sonne des Tages. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Die Erscheinung wandelte den gewohnten Weg durch die Flure des Krankenhauses, veränderte aber ihre Strategie insofern, als sie von Zeit zu Zeit einzelne Räume betrat – um sich zu vergewissern, daß Aethelu nicht darin zu finden sey. Das muß man sich so vorstellen, daß ganz plötzlich aus der Wand oder Tür ein materieloser Kopf herausragte, einmal nach links, einmal nach rechts schaute, dann wieder verschwand und seinen Weg durch die leergefegten Gänge fortsetzte.

Inzwischen hatte sich die Aufregung um das besagte Video gelegt. Jeder Angestellte hatte es wenigstens ein Dutzend Mal gesehen, und nie war mehr zu erkennen als wirklich da war. Wie das so ist, verurteilten manche mit der Zeit diese bemerkenswerte Aufnahme als Schwindel.

An diesem Abend wurde dem ungewöhnlichen Kult neuer Nährboden gegeben, an dem sich insbesondere die jüngere Belegschaft erfreute. Ja, manche ihrer Freunde bewunderten sie für ihre Anstellung im Krankenhaus, die Möglichkeit inklusive, dem schrägen Hausgeist zu begegnen.

Jedenfalls wurde es dieses Mal ernster. Die Erscheinung dachte sich nichts dabei, als sie kurz vor Neun ihren Kopf

ins Zimmer steckte. Zu Tode erschrocken blickten sie zwei ältere Herren an, die noch Fernsehen sahen. Der Überlebende verkroch sich lediglich mit einer Angst »wie er sie zuletzt aus seiner Kindheit kannte« unter der Decke und hoffte auf ein Ende des Spuks. Der andere starb aus Angst.

Unser Spuk wollte dies nicht; ihm lag nichts an den Lebenden; sie waren ihm so gleichgültig wie ein einzelnes Blatt, das im Herbst vom Baum fällt. Doch er bedachte nicht die Folgen seines Handelns. Wie erwähnt, galt ihm allein Aethel als bedeutsam; alles andere hätte unbekümmert vergehen können. Und so war es auch, als er sich ihrer Abwesenheit überzeugte und dann weiterzog.

Nachdem sich der alte Mann wieder unter seiner Decke vorgewagt hatte, rief er nach seinem Zimmernachbarn – der nicht antwortete. Anschließend schallten lautstarke Rufe nach Hilfe durch die Station.

Bei der Befragung konnte der Alte eine ausführliche Beschreibung der Erscheinung geben: Ein gedankenloses Gesicht, erschlaft und hilflos geradezu, aber auch irgendwie harmlos und bemitleidenswert, das gab er zu. Allerdings fürchtete er, rasch als Spinner, als altersgerecht »wunderlich« abgetan zu werden. Auch für den Verstorbenen hatte der Tod kein gutes Blatt ausgegeben: Er sey eben alt gewesen, eine Operation am Magen mit beinahe 80 Jahren, das mußte ja so enden. Doch die nebenstehenden Chefärzte, die sich untereinander berieten, tuschelten, die ahnten etwas anderes.

Drei Tage später hatte sich die Hausleitung dazu entschlossen, das bekannte Video der Spukerscheinung im Internet löschen zu lassen. Die Patienten sollten sich nicht fürchten, schon gar nicht aus Angst sterben, wenn es die-

sen Geist überhaupt gäbe! Die Anweisung zum Löschen des Videos kam im Prinzip dem Eingeständnis gleich, die Existenz der leblosen Form anzuerkennen. Auch wenn man noch immer nicht verstand, was sie eigentlich wollte.

Immerhin war es das erste Mal, daß jemand gestorben sey. All die vorherigen Begegnungen, die man mittlerweile als »regelmäßige Besuche« bezeichnete, waren ja schlimmstenfalls mit einem Schrecken abgelaufen. Noch nie kam es Ärger. Jetzt mußte man den Geist, so harmlos er auch dreinblicken mochte, als eine mögliche Gefahr sehen, der zu begegnen sey. Aber wie bekämpft man einen Spuk? — Komme man nur nicht mit Geisterjägern!

Die junge Aethelu, keine fünf Jahre beim Krankenhaus beschäftigt, hatte von dem Vorfall nichts mitbekommen. Wegen einer Erkältung hatte sie sich krankschreiben lassen, auch wenn ihr dies weniger Kopfzerbrechen bereitete. Nein, das Video, das Gesicht, gingen ihr nicht mehr aus dem Kopf. Woran erinnerte es sie nur? Eine Person aus der Vergangenheit?

Sie war nah dran, sich zur Gänze zu erinnern, zumindest darin war sie sich sicher. Aber noch riet sie, und verzweifelte in ihren Gedanken.

Die Form der Nase, die Augenbrauen, Umlauf des Gesichts ... – all das kam ihr bekannt vor. Ein ehemaliger Mitschüler oder Lehrer? – Sie kramte ihre Schulfotos heraus, ging alle Klassenfotos durch. Ein paarmal hielt sie inne, kniff die Augen zusammen, nur mit einem murmelnden »Nein, Nein« umzublütern. Von denen war es keiner.

Jetzt durchsuchte sie ihre privaten Fotoalben, die Familienfotos, die Fotos mit Freunden im Urlaub, vielleicht irgendeine Gestalt, die zufällig im Hintergrund aufgenommen worden war? Zuweilen speichert man unbewußt im Gehirn die Abbilder von Unbekannten.

Das Erschreckende war eigentlich, daß sie mit intensiverer Suche sicherer wurde, dieser Person schon einmal begegnet zu sein ... – Augenkontakt in der Tat! Mehr noch, es war etwas Besonderes. Doch würde man sich nicht gerade an solch besondere Momente umso mehr erinnern? Oder verdrängte man sie nur umso leichter? Und dann dieser Geruch an Fenchel ...!

Ja, es ist wahr! Wann immer sie sich an das Video erinnerte, es aufrief und nochmals und nochmals und nochmals betrachtete, da stieg ihr der Geruch von Fenchel in die Nase. Nicht irgendein Fenchel, sondern der Duft von süßem Fencheltee, in dem sich einige goldbraune Stücke Kandiszucker aufgelöst hatten. Aber weshalb gerade dieser Geruch?

Es trieb Aethelu zur äußersten Unruhe, die Wahrheit nicht zu kennen. Jede Ablenkung, die sie ersann, führte nur zu noch mehr Rätselei über die geheimnisvolle Identität. Er mußte ihr etwas bedeuten, er mußte einfach! Aber wenn dem wirklich so war – was wollte der greuliche Spuk dann an ihrem Arbeitsplatz? Es fürchtete sie, den Gedanken fortzuführen.

Manche Stationen legten keinen Wert auf eine erneute Begegnung mit dem Spuk. Insbesondere die Aufsicht der Säug-

lingsstation beschwerte sich über den Mehraufwand während der Nachtschicht. Aber was wollte man dagegen tun? Der Geist kam und ging, wie es ihm beliebte. Er wurde nie länger als ein paar Sekunden gesehen, und wenn man ihm unter Zunahme seiner Tapferkeit wirklich gefolgt wäre – er wäre längst fort, durch die nächste Wand entschwunden.

Die Hausleitung ließ den Stationsleitern die freie Wahl, wie sie dieser ungewöhnlichen Angelegenheit begegnen wollten. Allgemein wurde eine Anweisung an alle Mitarbeiter verschickt, nach der man bei einer eventuellen Begegnung die Ruhe bewahren solle – ohne Worte über weiteres Vorgehen.

Die Kinderstation beispielsweise malte und bastelte in einem Projekt Gespenster aus Karton und Fäden. Die gruseligen Einzelheiten enthielt man ihnen vor, und in ihrer Anwendung von Farbe und Bastelkleber waren sie zufrieden.

Oder schauen wir auf die Pathologie, die zu ihrem täglichen Umgang mit Leichen nun wirklich nicht noch eines herumschleichenden Gespenstes bedurfte! Also einigte man sich, stets das Licht in der Leichenhalle und allen angrenzenden Fluren und Büros brennen zu lassen, in der Erwartung, der Spuk wage sich nur an dunkle Orte.

Weniger dramatisch sah es die Unfallchirurgie: Hier glaubte man an die Erfüllung eines Mythos, und das geht so:

Unter den Chirurgen und Notfallsanitätern geht seit Jahren eine Legende, nach der heißt es: Wenn ein Kind bei einem Unfall stirbt, wird in jenen schweren Minuten ein wundersamer Geist erscheinen, den nur du zu sehen vermagst. Er wird dir sagen, daß er dir das Kind wiederbeleben will, und er wird dich weiter fragen, was du dafür zu ge-

ben bereit bist. Und wenn du zögerst, oder etwas anderes antwortest außer »Alles, was ich habe!«, wird er für immer verschwinden.

Der Berufsstand der Erstversorger sieht darin eine romantische Ergebenheit gegenüber ihrem Dienst am Leben. Könnte nicht jener Geist, von dem in der Großstadt-Legende die Rede ist, der seit Monaten beobachteten Erscheinung entsprechen?

Das Gerede, die Maßnahmen zu Abwehr und Aufklärung entgingen selbstverständlich auch nicht der Presse. Wie Geier stürzten sie sich auf die Geschichte um diese mittlerweile lokale Bekanntheit. Fernsehteams erschienen am Krankenhaus, stellten Fragen, suchten nach dem Ursprung der Erscheinung. All das übliche Gewäsch, um die bis zur Perversion verdrehte Neugier der Zuschauer zu befriedigen. Was aber nach wie vor fehlte, war die Identität des Fremden sowie der Grund für sein Erscheinen, das noch immer niemand voraussagen konnte.

Aethelu machte dagegen Fortschritte. Nach ihrer ausgedehnten Erkältung nahm sie sich noch einige Tage frei, um ihre Gedanken zu ordnen. Zu keiner Stunde ging ihr die Erscheinung aus dem Kopf.

Mittlerweile war ihr eingefallen, weshalb sie sich an den Geruch von Fenchel erinnerte: Es war in der Tat Fencheltee, der auf einem Herbstmarkt vor vielen Jahren getrunken wurde. Tief mußte sie im Gedächtnis graben, um sich zu erinnern, daß sie damals mit Freunden unterwegs war, um sich am Volksfest zu erheitern. An diesem Tag begegnete

sie einem jungen Mann. – Und während sie ihm begegnete, trank jemand in der Nähe einen solchen Tee. Darum hatte sich das Motiv erhalten.

In der Tat, es war ein bemerkenswerter Moment. Jetzt, da sie sich an den Markt erinnerte, an den Namen der Stadt, die Geräusche, das Wetter – da trat auch das Bildnis der Begegnung hervor: Er hatte sie unerwartet angesprochen, ja, so mußte es gewesen sein! Dabei war sie selbst zu dieser Zeit außerordentlich schüchtern, hielt sich selbst für unauffälliger als ein I-Punkt auf einer doppelt aufgeschlagenen Zeitungsseite. Und dann stand er neben ihr, hatte nur Augen für sie – nicht für die anderen! Sie stand mit einem Male im Mittelpunkt, und ihre Freunde machten einen Schritt Platz für das selbstbewußte, ansehnliche Mannsbild, das ihr, ohne das erste Wort zu sprechen, charmant wie nichts anderes vorkam.

Gewiß, jung und naiv ist sie gewesen. Hatte von der Welt erst einen Teil gesehen; ihr ganzes Universum drehte sich um Ausbildung und Freunde. Das ist normal, würde man heute werten. Und trotzdem fühlte es sich anders an: In der Schule hatte sie für einen Jungen geschwärmt, später für Mitglieder einer *Boy Band*. Das alles war närrisch, das wußte sie schon damals. Genauso hätte sie sich in einen Filmstar verlieben können – stets der Unmöglichkeit gewahr, jemals mit dieser Person zusammenzukommen. Aethelu schmunzelte bei diesem Gedanken. Heute war sie viel reifer und sah die Dinge anders. Und trotzdem war dieser Eine, der den Mut hatte, vor sie zu treten, etwas Besonderes. Auch sie mußte etwas Besonderes für ihn gewesen sein! Weshalb hatte sie ihn nur vergessen?

»Sie erinnern mich an jemanden.« – Das waren seine

ersten Worte gewesen. »Und warum sagen Sie mir das?« antwortete die überrumpelte Aethelu ungewöhnlich schlagfertig.

»Wollen Sie nicht wissen, an wen Sie mich erinnern? Das wäre die angebrachte Antwort!« versuchte er nun erneut, seine sehr private Beobachtung zu vermitteln.

»Nein, ich will nur wissen, warum Sie mich das fragen; Sie meinen ja eine gewisse Vertrautheit zwischen uns festgestellt zu haben.« – Bevor Aethelu ihre Mauer noch höher bauen konnte, gestand der Fremde ihr alles, als wenn er nicht anders konnte:

»Sie erinnern mich an einen Traum.« – Genau, das waren seine Worte. Er sprach dabei vollkommen ungeniert, so fehlerfrei und gefaßt, als habe er den Satz hundertmal vor dem Spiegel geübt.

Ob er sie schon länger beobachtete? Nein, das glaubte sie nicht; er wäre ihr doch aufgefallen! – Oder nicht?

Das wichtigste Puzzlestück hatte sich in ihrer Erinnerung noch nicht entblößt: Denn die Frage war, wie ging es danach weiter? Aethelu konnte sich unter allem Zwang nicht erinnern. Und auch sein Name, wenn er ihr den denn nannte, war ihr entfallen. Ob sie sich jemals wieder würde entsinnen können? Das war ungewiß. Aber die Offenbarung, daß er sie erträumt habe, die gefiel ihr.

In der folgenden Nacht kam ihre Revanche: Aethelu träumte vom Markt und ihrer Begegnung, leider, ohne weitere Erkenntnisse aufzudecken. Doch es reichte, um die Erscheinung abermals im Park vor dem Krankenhaus wiederzubele-

ben. Windig war es heute morgen. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Das Gespenst wußte, daß es nicht mehr viele Flügel und Flure zu durchsuchen gab. Irgendwo mußte diese Eine stecken, zu der er sich hingezogen fühlte. Daß er inzwischen so viele Male erschienen und verschwunden war, das bemerkte er nicht. Logik und Selbsterkenntnis scheinen nicht zu den Eigenheiten der ruhelosen Geister zu gehören. Dieser jedenfalls verfolgte ein einziges Ziel, unabhängig von dem, was ihm unterwegs begegnete.

Mit einer beängstigenden Ahnung erschien Aethelu an demselben Tag zur Arbeit. Es war nicht einmal mehr eine Ahnung, sondern bereits eine beinahe eintreffende Gewißheit. Nur wovon? Es ist, als fühlte man, daß heute sein Todestag sein würde. Es gibt ja diese instinktiven Befürchtungen von Menschen, die sind der festen Überzeugung, heute zu sterben. So pendeln sie nicht mit dem Zug zur Arbeit, nur im nachhinein davon zu hören, daß genau jener Zug entgleiste. So ähnlich erging es auch Aethelu, mit dem Unterschied, daß sie sich ihrem Schicksal stellte. Aber diese Ahnung begleitete sie ununterbrochen, und es mußte etwas mit dieser uralten Begegnung zu tun haben. Niemand verstand das besser und niemand weniger. Das galt übrigens auch für den Körperlosen.

Schließlich mußte es geschehen: Aethelu hatte sich gerade wieder in ihren Arbeitsablauf eingefunden und begab sich in Begleitung einer Kollegin von Station zu Station. Die beiden fuhren zwei Etagen mit dem Fahrstuhl, dann öffneten sich die Türen. Ein langer Flur tat sich auf. Und fünfzehn Schritte vor ihnen schwebte ein materieloser Dunst, aus dem sich ein Gesicht herausformte und ihnen zudrehte.

Aethelu und das schleierhafte Gesicht sahen einander an. Beiden war nicht mehr gegeben, als den Lauf der Zeit anzuhalten. Für eine Sekunde, und eine weitere. Dann schrie die Kollegin wie vor Marter, daß Aethelu zusammenzuckte und das Licht über ihnen im Fahrstuhl zersprang. Im selben Moment, so konnte sie es noch sicher erkennen, verpuffte der Spuk zu Nichts.

Er war es gewesen. Es ist alles wahr: das Video, die Beschreibungen der Gestalt. Er war es! Der Namenlose vom Markt. Und er war hier – ihretwegen!

Einige Zeit war seit der letzten Sichtung bereits verstrichen; nun hatte sich das Hausgespräch von Neuem entflammt. Und Aethelu stand, ihr unangenehm, im Mittelpunkt. Insbesondere die Merkwürdigkeit der zerspringenden Lampe im selben Moment, wie der Schemen sich auflöste, wurde von der zweiten Zeugin unverhohlen betont und wiederholt. Bisher hatte man nie so einen Zusammenhang festgestellt. Die Augen richteten sich auf Aethelu. Man tuschelte. Dieselbst gab sich unwissend und unschuldig, wagte nicht ihre Ahnung zu benennen. Insgeheim wollte sie aus Verzweiflung zusammenfallen.

Denn alles war wahr: Ihre Befürchtung wurde Wirklichkeit. Das geschieht nur ganz selten im Leben, jedenfalls in dieser Form. Zitternd verbrachte sie den restlichen Tag, und wagte sich auch am nächsten Morgen noch einmal zur Arbeit – ohne eine unheimliche Begegnung zu haben. Aber schließlich hielt sie es nicht länger aus: Sie scheute sich zur Arbeit zu kommen, fand Ausreden und meldete sich krank.

Ihren Kollegen war ihr aufgewühltes Wesen nicht entgangen, und so sorgten sie sich. Obschon sie nicht den Grund für ihre zurückgezogene Haltung ergründen konnten, so ließ sich Aethelu doch wenigstens überreden, ihren Dienst wieder anzutreten. Das ging auch eine Weile gut, und mit jedem Tag, an dem ihr niemand ohne Beine erschien, wurde sie zuversichtlicher.

Es stimmt allerdings auch, daß sie ihr Unglück verheimlichte, und sich in der Ausübung ihres Berufs gestört fühlte. Letztlich machte sie weiter, denn die Motivation zu helfen überstimmt bei medizinisch Gebildeten alle Zweifel an ihrem Tun und Wirken.

Und dann, nachdem zwei Wochen vergangen waren, fand sie wieder zu sich; konnte wieder vernünftig und besonnen denken. Ihre überschwenglichen Gefühle kamen zur Ruhe, und die Angst vor dem Arbeitsplatz nahm auch wieder ab. Irgendwann redete sie sich ein, wie lächerlich all das war. Ob sie überhaupt etwas beim Fahrstuhl gesehen hatte? Oder war es Einbildung, weil sie sich tagelang mit dem Fremden beschäftigt hatte? Daß ihre Kollegin den Geist ebenfalls wahrnahm, ja, daß über ihnen das Licht zersprang, hatte sie bereits vergessen.

Dann kam es ihr vor, daß man sich vor dem Unbekannten, wenn er denn als körperloses Wesen existierte, nicht zu fürchten brauche: Seinerzeit hatte er nichts getan, um sie zu demütigen oder in Verlegenheit zu bringen. Er wirkte nicht bedrohlich, nicht aufdringlich, fand stets charmante Worte. Und diese Augen!

Wenn sich Aethelu jetzt auf ihn konzentrierte, kam ihr nur Positives in den Sinn. Der arme Kerl war nur zur falschen Zeit am falschen Ort. Und selbst wenn Ort und Zeit ge-

stimmt hätten – ihnen beiden fehlte die gemeinsame Geschichte. Das ist eine Art Hauptzutat, ohne die eine Beziehung gar nicht erst fruchten kann. Ja, es muß zumindest ein Stückchen gemeinsamen Lebensweg geben. Vielleicht kennt man sich aus der Schulzeit, oder hat denselben Arbeitgeber. Vielleicht erlebte man ein gemeinsames Abenteuer? Aber es muß irgendetwas geben, über das man reden kann. Die bloße Liebe auf den ersten Blick, d. h. zwei Fremde begegnen sich auf der Straße, reicht beinahe nie. Und so ging sie nach einem heißen August-Tag mit liebevollen Gefühlen zu Bett. In der Nacht träumte sie von ihm, den Vergessenen.

Die Erscheinung wurde wiederbelebt. Wie in einem endlosen Kreislauf sah sie zunächst das verdorrte Gras, denn es hatte tagelang nicht geregnet. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Als der Spuk gegen Nachmittag das Atrium im zweiten Stock erreicht hatte, war bereits eine Menschenmenge versammelt, die ihm vereinzelt sogar folgte. Sie ging der schwebenden Wolke mit beklagenswert trauriger Miene vorsichtig nach, und filmte sie. Man beobachtete, wie sie einen Flur entlangging, hier und dort in die Zimmer sah, dann ihren Weg fortsetzte. So, als suche sie etwas! Das konnte jedermann sehen! Doch niemand wagte das Gespenst anzusprechen, nicht einmal die Draufgänger, die ohne Zögern dem Wahnsinn hinterhertröteten. Zu eigenartig, zu fremd für diese Welt, war das Bild eines echten Gespenstes, von denen man sonst nur in zweifelhafter Literatur liest. Und was sollte es sonst sein?

Aethelu, die sofort durch ihre aufgebrauchten Kollegen von der Wiedererscheinung erfuhr, wollte sich das Spektakel zunächst eigentlich nicht ansehen. Denn es kamen wieder die unangenehmen Aspekte ihrer Begegnung hervor, zum Beispiel, daß sie sich noch immer nicht an dessen Namen erinnerte. Für sie war er damit weiterhin ein Fremder, dessen Anliegen niemand verstehen konnte.

Es kam allerdings, daß sie sich gerade über das Atrium zum Ausgang begeben wollte, da der Körperlose am Ende eines Flurs gesichtet wurde. Die Menge verhartete, blockierte Aethelu unbewußt den Weg – und der Geist flog in ihre Richtung. Und dann, als er sie beinahe erreicht hatte und ein jeder schreiend in die Knie ging, verwischte der Nebel zur Unsichtbarkeit, zerstreute sich im Licht und Dunst der Anwesenden. Im Umkreis zersprangen zahlreiche Lichtquellen: Beinahe die gesamte Deckenbeleuchtung des Atriums, zwei Stehlampen im Wartebereich, die Beleuchtung des Treppenhauses, zwei Smartphone-Bildschirme, eine Taschenlampe des Wachmanns, der dazugekommen war, um die Versammlung aufzulösen.

Als es geschehen war, verhartete Aethelu als einzige in einer Gruppe aus niedergeworfenen Mitarbeitern. Sie war es, die tapfer dastand; sich allerdings kaum mehr länger auf den Beinen haltend. So zielstrebig war das Gespenst auf sie zugeflogen, daß es jedermann sehen konnte, der es sehen wollte. Und jetzt, da man das Motiv der zersprungenen Lichter ein weiteres Mal mit Aethelu, der jungen Kollegin, in Verbindung bringen konnte, war für die Meisten die Sache klar: Sie mußte etwas damit zu tun haben.

3 Ernte

Diese neuen Erkenntnisse berücksichtigend, befragte man Aethelu konkret dazu. Das machte die Hausleitung, die ganz nebenbei einen Sündenbock für die beschädigte Elektronik suchte. Selbstverständlich wies sie alle Beschuldigungen von sich, und genauso selbstverständlich konnte man ihr keine Komplizenschaft nachweisen. Indem sie aussagte, daß sie die Identität der Erscheinung nicht kenne, log sie nicht einmal.

Von da an hatte das Krankenhaus keinen ruhigen Tag mehr. Es war weniger die unerklärliche Erscheinung, die die Angestellten nicht zur Ruhe kommen ließ, sondern das öffentliche Interesse, angefangen bei Journalisten. Seltsamerweise sah die Hausleitung, vornweg ein unbeirrbarer Direktor, keine Notwendigkeit, die Arbeit der nicht zum Personal gehörenden Menschen zu unterbinden. Eine ganze Woche lang trieben sich Reporter verschiedener großer und kleiner Sender im Haus herum, belästigten die Mitarbeiter mit Fragen. Insbesondere wollte man Aethelu interviewen, die man daraufhin in einem unzugänglichen Flügel Dienst tun ließ.

Kameraleute und Fotografen beobachteten jeden Flur, jeden Sammelpunkt, von der Cafeteria bis zu den Pausenräumen, von den bekannten Sichtungspunkten der Erscheinung bis hin zu wahrscheinlichen. Es war ekelhaft, wie sich dieses gierige Volk Informationen zu verschaffen versuchte; es wurde recht deutlich, daß hier keinem Gerücht gefolgt wurde, sondern einer wahren, von Dutzenden Personen bestätigten Unglaublichkeit. Genausogut hätte man einen Außerirdischen im Haus verstecken können.

Nach den Journalisten (denen sich der Spuk die ganze Woche über nicht zeigte) kamen die Spezialisten. Das waren Geisterjäger, Kommunikationsspezialisten, Experten für Massenhysterie, für Psychoanalyse; es gab Physiker und Chemiker, Meteorologen, Wahrsager und Hellseher. Sie alle wollten sehen, was an den Geschichten dran war, und es mag verblüffen, wie einig sich diese zumeist deutlich widersprüchlichen Berufsgruppen unter gemeinsamer Standarte vereinten.

Aethelu lehnte jedwede Mitarbeit ab und wollte mit dem nichts zu tun haben. Sie verließ das Haus jeden Abend über einen unauffälligen Nebeneingang durch das Kellergeschoß. Am nächsten Morgen trat sie ihren Dienst pflichtbewußt wieder an, in der Hoffnung, daß sich die Aufregung gelegt habe, oder zumindest, daß sie nicht noch länger andauere.

Jeden Tag, in ihren Pausen, beobachtete sie von einer erhöhten, unzugänglichen Brüstung das Geschehen auf den einzelnen Etagen im Krankenhaus. Denn es gab ja einen großen Innenhof, um den sich alle Stockwerke und Flügel anordneten, und von einem bestimmten Standpunkt aus (den sie nun einnahm) erhielt man einen recht guten Einblick in alle bemerkenswerten Abläufe.

Sehr zur Belustigung der Patienten und Angestellten schlichen sogenannte Geisterjäger herum, die, überwiegend in Zweier-Teams, die Umgebung mit selbstgebauten Sonden »abtasteten«.

Ein Physiker hatte zwei Studenten dabei, und die bauten in einem anderen Flur Lichtschranken auf, und sogar

ein Windrad, um den schwebenden Geist »davonpusten« zu können! Ja, es war, als würde man mit einer neuen Lebensform experimentieren. Dabei verstand noch immer niemand, weshalb der Geist auftrat.

Diese Frage stellte sich Aethelu dagegen unentwegt. Während die anderen nur zu interessieren schien, wo und wann der Geist wieder würde gesehen werden (und ob ein gutes Foto von ihm gelingen könnte), interessierte sich die Betroffene allein für den ursächlichen Antrieb des Ruhelosen. Wo die Meteorologen und Statistiker Zusammenhänge im Chaos suchten, da forschte sie nach der Wahrheit. Und wofür sie am wenigstens Verständnis hatte: Weshalb gestattete die Hausleitung diesen Zirkus? Glaubte sie, das öffentliche Interesse sey gut fürs Geschäft? Schlimm genug, daß sie in einer privaten Klinik arbeitete!

Dabei war es keineswegs so eindeutig zu bestimmen, welchen Nutzen oder Schaden der Hausgeist letztendlich bewirkte:

Bereits in der folgenden Woche kamen die Chefs aller Stationen zu einer Sitzung zusammen und wollten sich dieser Frage annehmen. Denn die einen und die anderen stellten Veränderungen fest, die es zu besprechen und zu bewerten galt.

Gleich vornweg wurde die Tatsache in den Raum gestellt, daß die Erscheinung für den Tod eines Patienten verantwortlich sey. Dem widersprachen sofort die Vertreter der Pflegerschaft: Jonny, so sein Spitzname, habe keine bösen Absichten, er wolle niemanden erschrecken oder töten. Denn wer ihn selbst »erlebte«, der konnte an dessen trauriger Miene erkennen, daß er verwirrt und suchend sey, und all das nicht verstand. Sogar die Leute aus der Pathologie hat-

ten jetzt ein Verständnis für dessen »Situation« entwickelt und empfanden Mitleid. Die Gläubigen unter ihnen deuteten etwas zu viel in den Spuk; sprachen von Verdammnis, von einem bösen Dämon, dem Wiedergänger eines Mörders oder anders namenlosen Schuldigen.

»Das Einzige, vor dem man sich fürchten muß, ist die Einfältigkeit der Unwissenden!« betonte der Chefarzt der Anästhesiologie und Intensivmedizin. Seiner Beobachtung nach seien statistisch mehr Patienten in den letzten Monaten aus dem Koma erwacht, sogar einige der hoffnungslosen Fälle. Wollte man es sehen, konnte man den Zeitpunkt ihrer Rückkehr mit »Jonny's« Erscheinen in Verbindung bringen. Der Chefarzt nannte dafür ein konkretes Datum und beschrieb den Fall einer aus dem Koma erwachten Patientin. Einer seiner Mitarbeiter witzelte: Der Spuk dulde keine anderen bösen Geister neben sich; die vertriebe er, und deshalb wachen die Patienten wieder auf. Beweisen konnte man davon freilich nichts – wie sollte man auch, wenn ein Gespenst Teil der Beweisführung ist?!

Mit vergleichbarer Zuversicht äußerten sich die Ärzte der Notaufnahme. Unser »guter Engel« habe einen positiven Einfluß, behaupteten sie. Beispielsweise kommt es bei Schwerverletzten immer auf jede Sekunde an. In solchen Momenten berichteten die Notärzte einstimmig (wenn auch ohne Erklärung) von seltsamen Glücksmomenten, beispielsweise daß ein Instrument überraschend schnell bei der Hand sey; daß die Geräte ausfallsicher mitspielten; daß man den verborgenen Grund für Verletzungen zügig ausfindig mache, etwa einen Metallsplitter unter der Haut, der eine Arterie beschädigt hatte.

Am Ende des einigermaßen ergebnislosen Austauschs ge-

riet man ins Scherzen. Zuletzt sey man der Ansicht, die Patienten würden schneller genesen – denn sie fürchteten sich vor dem Spuk und wollten das Krankenhaus schnellstmöglich wieder verlassen.

Schließlich mußte kommen, was zu erwarten gewesen war: Verschiedene Leute gingen auf Aethelu zu, um zu verstehen, in welcher Verbindung sie zu der Erscheinung stehe; möglicherweise, ob sie sie bewirke, steuere oder anders beeinflusse. Aber so sehr man sie sich auch ansah: Sie war schlichtweg eine einfache, wenn auch bemerkenswert hübsche Ärztin, die glaubhaft vermitteln konnte, daß sie mit all dem nichts zu tun habe oder haben wollte. (Dabei war sie durchaus neugierig, wie sich die Geschichte entwickeln würde!) Man schnüffelte in ihrer Vergangenheit herum, ihren vorherigen Arbeitgebern, ihrem Lebenslauf, ihren Bekanntschaften und Hobbys, immer auf der Suche nach einem merkwürdigen, verdächtigen Detail, das niemand erklären kann. Journalisten, sogenannte Geisterjäger und Glücksritter sind in dieser Beziehung gleichermaßen unausstehlich wie unmoralisch.

Aethelu äußerte innerlich dagegen nur den Wunsch, den ein jeder in sich trägt, und sprach zu sich: »Teile mein Dasein in vier Wesen auf: Gib dem Ersten die Ausdauer, sich den ganzen Tag über zu belesen; dem Zweiten die Fantasie, den ganzen Tag über meine Gedanken zu Papier zu bringen; dem Dritten die Muße, den ganzen Tag über gegen den Verfall des Körpers zu arbeiten, damit die anderen beiden mehr Zeit zum Lernen haben. Und was dann noch vor mir

übrigbleibt – das lasse die alltäglichen Aufgaben eines jeden Knechtes tun!«

Eines Tages im Spätsommer, als die ungeduldigsten unter den Reportern und Wissenschaftlern das Haus unlängst verlassen hatten, kehrte der Geist zurück. Seine Sinne erfuhren das bekannte Bild von Grashalmen, dicht vor dem Auge. Mittlerweile war das Gras gemäht worden, und es wirbelte wild umher. Ein Sturm war aufgezogen und hatte die Stadt fest im Griff. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Unbeirrt von jedweder Bewegung der Bäume wandelte der Ruhelose in Richtung Krankenhaus. Er bedachte sich nicht ernsthaft, in welcher Ecke er abermals nach seiner Aethelu suchen konnte – er handelte instinktiv. Mittlerweile hatte er, größtenteils ohne das Wissen der Krankenhaus-Mitarbeiter, alle Etagen und beinahe alle Räume gründlich geprüft. Ohne Erfolg.

Selbstverständlich entbehrt dieser Strategie Vernunft. – Denn was heißt es schon, wenn Aethelu in dem einen Zimmer nicht anwesend ist? Daß sie auf dieser Station regulär nicht arbeitet? Daß sie es doch tut, nur gerade auf dem Weg in einen anderen Raum ist? Daß sie sich nach Dienstschluß zu Hause aufhält? So jedenfalls würde er die Gesuchte nie finden. Das wußte die Erscheinung nur nicht. Alles kam auf den Zufall an.

Gegen zwei Uhr nachmittags schlug der Assistent des Physik-Professors Alarm: Die dritte und vierte von insgesamt dreizehn im Haus verteilten Kameras erfaßte ein sich rasch fortbewegendes, kaum erkennbares Objekt in Gestalt eines menschlichen Umrisses. Aufgeregt wie er war, konnte er nur stotternd die Information telefonisch an seinen Men-

tor wiedergeben, der sich sogleich ins Auto setzte und zum Krankenhaus hinüberfuhr. Im Schlepptau hatte er Vertreter der lokalen Presse, und mit jeder Minute sammelten sich mehr und mehr Schaulustige um das seltene Ereignis. Diesmal war es nämlich so, daß die Erscheinung nicht sofort verpuffte, sondern eine Zeitlang vor einem Raum verweilte. Niemand wußte, was es dort gab, oder worauf sie wartete. Wäre sie ein Mensch gewesen, hätte man gesagt, derjenige habe sich verirrt oder sey unentschlossen.

Der Professor näherte sich auf Zehenspitzen dem Schauplatz und faßte seine gesamte Tapferkeit zusammen, kaum daß er sein Erstaunen überwunden hatte. Man muß sich vorstellen, daß dieses Gespenst bewegungslos über einer bestimmten Stelle schwebte, und der Professor (als Vorhut) schwitzend und nervös um eine Ecke spähte, um sich ein Bild zu machen. Endlich hatte er aufgehört zu murmeln »Unfaßbar – unfäßbar!«

»Hallo! Wer sind Sie?!« – Etwas Besseres fiel ihm trotz seiner Profession nicht ein. Aber das tat nichts zur Sache, denn der Geist ließ sich davon nicht beirren. Ganz im Gegenteil: Sein mutloser, erschöpfter Gesichtsausdruck galt allen, die es sahen, als Mahnmal: Ja, so kannst auch Du enden, wenn Du im Leben die falschen Entscheidungen triffst!

»Wollen Sie reden? Wir hören zu!« rief er den Flur entlang, und alle anderen, die sich hinter ihm versammelt hatten, erwarteten in Spannung eine Reaktion. Und wenn es nur ein Grunzen oder Hauchen sey. Aber auch das führte zu nichts.

Der Professor ging näher heran, nur wenige Schritte, stellte sich sogar auf und rief Brustbetonter. Seine Selbstsicherheit erkaufte er sich mit unendlicher, nicht sichtbarer Panik.

Was wäre, wenn der Geist ihm schaden konnte? Andererseits, antwortete seine Eitelkeit, war er der Erste, der jemals mit einem Gespenst in Kontakt treten würde. Und so unterließ er auch keine Gelegenheit, sich selbst und sein Tätigkeitsfeld zu beschreiben. – Ebenso hätte er vor einem Spiegel zu sich reden können. Der Geist interessierte sich nicht im Geringsten für ihn.

Irgendwann kam der Moment, da sich der Professor nicht näher heranwagte. Daher ersann er eine andere Strategie: Aethelu sollte helfen.

Man rief sie herbei, heute war sie zufällig im Dienst. Selbstverständlich hatte sie schon gehört, daß der Hausgeist zu Besuch sey. Widerwillig ging sie mit, aber immerhin. Der Professor ahnte, was Aethelu längst wußte: Irgendeinen Effekt würde ihre Anwesenheit auf den Spuk schon haben.

Minutenlang spähte unsere Heldin um die Ecke in den Flur, in dem der Schwebende noch immer verharrte, praktisch ohne seine Position gewechselt zu haben. Was er wohl vorhabe?, tuschelte man. Denn jedermann kannte Jonny als Geist, der sich fortbewegt, mal schneller, mal langsamer, mal verpuffend. Aber nie stand er so lange still, um ihn genauer anzusehen. Es war, als wäre er an einen toten Punkt seiner Suche angekommen und wisse nicht mehr weiter.

Das glaubte auch Aethelu zu erkennen, die sich endlich aufraffte und erst duckend, dann zweibeinig auf ihn zu wankte. Was würde er tun, wenn er sie erkennt? Aethelu hatte Angst. Aber mit jedem Schritt wurde auch das scheuenhafte Gesicht deutlicher; mit jedem Schritt würde sie der Wahrheit näherkommen, sich vielleicht an seinen Namen erinnern! Und so überwog die Neugier.

Schließlich hatte sie sich auf zwanzig Schritte angenähert.

Und endlich geschah etwas.

Der Unbekannte drehte sich ganz instinktiv zu ihr um, ohne sie gesehen zu haben. Man möchte sagen, er habe sie gewittert! Und mit großen, transparenten Augen schaute er auf sie; auf diese Ursache und Ergebnis seiner Suche. Aethelu erstarrte augenblicklich, jeder Muskel verkrampfte sich, und ihr war, als würde sie nicht davonlaufen können, wenn sie es wollte. Ihr Herz schlug wilder, sie schwitzte furchtbar. Ebenso hätte sie einem hungrigen Wolf gegenüberstehen können; einem riesigen, Zähne fletschenden Raubtier, für das sie die einzige Beute bedeutete.

Doch dann, ganz unerwartet, hatte sie ein Einsehen: Das da vor ihr war kein Raubtier, nichts, von dem Gefahr ausging! Dieses arme Ding war seit Monaten ruhelos – ihretwegen! Das nahm ihr freilich nicht weniger die Angst. Aber sie entwickelte Verständnis und die Bereitschaft, dem Mysterium auf den Grund zu gehen.

So machte sie einen Schritt vorwärts, dann noch einen. – Merkwürdig ... , der Geist wich zurück! Ja, mit jedem Schritt, den sie nach vorne setzte, schwebte das Gespenst um die gleiche Entfernung zurück. Als sie das sah, machte sie drei Schritte hintereinander, und abermals wich die Erscheinung zurück.

Der Professor beobachtete diese eigenartige Reaktion. Was er aber nicht sehen konnte, war sein Gesichtsausdruck, nämlich, daß der Namenlose offenbar mit aller Kraft bemüht war, »materialisiert« zu bleiben! Aethelu machte noch zwei Schritte, da verdrehte die Gestalt den Kopf, so als wollte sie schreien, und verschwand durch Verblässung.

Am Ende der Vorstellung wußte niemand, ob man Aethelu beglückwünschen oder tadeln sollte, auf jeden Fall hatte

sie die Bewunderung ihrer Kollegen. Immer noch verstand niemand, was vor sich ging. Nur, daß sie selbst einen Einfluß auf den Spuk hatte. Ganz außer sich war der Professor, der sie halb schimpfend fragte, weshalb sie nicht die Sätze aufsaßte, die er ihr auf ein Kärtchen notiert hatte.

»Warum sind Sie nur vorwärts getänzelt? Wann wird er wieder erscheinen? Es ist alles Ihre Schuld!« – Aethelu machte sich nichts daraus. Wer einen Geist befehligen kann, den scheidet kein Vorwurf.

4 Brache

Was Aethelu getan hatte, dafür fand niemand eine Erklärung. Verlegen, bar ihrer Kräfte, näherte man sich ihr, suchte das Gespräch in unsinnigen Beiläufigkeiten. Dieselbst zog sich weiter zurück und fand den Ausweg in Isolation. Mittlerweile traute sich niemand mehr – auch nicht ihre Kollegen – sie danach zu fragen, ob sie von ihrer »Gabe« wisse.

Und was sollte das für eine Gabe sein?, fragte sie sich: Daß sie eine solche Fürchterlichkeit ausstrahlt, daß selbst Gespenster das Weite suchen? – Aethelu dachte alles andere als so kurzsichtig. Für sie bestätigte die letzte Begegnung nur das, dessen sie sich ohnehin sicher war: Es gab eine unerschlossene Verbindung zwischen zwei Dimensionen – der Welt der Lebenden und der Toten; einen Schnittpunkt, an denen sich diese Seelen trafen und irgendwie miteinander zu tun hatten.

Die Hausleitung, die sich weniger als Anwalt und Verteidiger der Angestellten, sondern mehr als Träger von Prestige

sah, erlaubte den Experimentierfreudigen weitere Untersuchungen ohne Einschränkung. Ja, man wies Aethelu sogar an, sich während der Experimente auf Distanz zu halten; am besten gar nicht im Haus zu sein, damit die Erscheinung nicht wieder vertrieben würde; damit endlich die Kontaktaufnahme mit diesem einzigartigen Weltwunder gelänge!

Das alles war längst vergeblich. Der Spuk zeigte sich niemals wieder so dauerhaft in der Öffentlichkeit. Und Aethelu interessierte sich immer weniger für diesen ärgerlichen Rummel und den fehlenden Rückhalt ihres Arbeitgebers. Sie fühlte sich wie eine Versuchsratte, die man nach Belieben einsetzen konnte. Niemand, auch Aethelu nicht, wußte, daß es ihre Angst war, deren Aura die Gespensterwelt auf Abstand hielt. Und je mehr Angst sie ausstrahlte, desto größer wäre auch ihre defensive Aura; desto weniger konnte ein Unheimlicher an sie herantreten.

Mittlerweile fiel der erste Schnee, auch tagsüber. Die erdrückende Hitze fand ein Ende, sodaß man wieder seinen Verstand gebrauchen konnte. Ruhe kehrte an den Ort der Wiederkunft ein; die Reporter und Wissenschaftler verließen nun endgültig das Haus, wohl auch, weil beide Berufsgruppen mit Mißerfolg, d. h. dem Nicht-Befriedigen von suchtähnlichen Trieben wie Neugier, Emanzipation, Leistungsdruck . . . , nur schlecht umgehen können.

Ebenso fühlte Aethelu diese Leere in sich. Anders noch als vor einem Jahr schleppte sie sich tagtäglich entmutigt zur Arbeit, weniger aus Furcht vor einer neuen Begegnung, als aus Ratlosigkeit und fehlenden Zielen. Für sie fühlte

sich jeder Gegenstand, jedes Gespräch, jeder Ort und jeder Moment so an, als lebte sie ein »falsches«, bedeutungsloses Leben; als habe sie irgendwann zwischen Hochschulabschluß und Berufswahl, vielleicht sogar noch früher, einen Weg eingeschlagen, der ihr eigentlich nicht vorherbestimmt war. Allerdings konnte sie auch nicht behaupten, daß ihr »richtiger« Weg mit dem namenlosen Gespenst zu tun habe. Das alles lag im Rahmen der Unwissenheit.

Seine Jugend zu vermissen ist keine Erkenntnis, sondern eine Qual, der nur mit Sehnsucht auf das Nachleben angemessen begegnet werden kann. Astorgie durchzog sie wie eine Blutvergiftung, unausweichlich die Adern hinauf zum Herzen. Und irgendwann wäre es zu spät: Sie würde erwachen und am Ende ihres Lebens stehen, ohne je gelebt zu haben. Sie bliebe ungebunden, so wie jetzt, denn es gibt nur wenige Berufe, die so stressig und zeitzehrend sind wie die des Mediziners. Da bleibt kaum die Chance für eine romantische Begegnung, ja, sie wird gar zur Unwahrscheinlichkeit. Nur blieb die Frage, ob ihr die Begegnung auf dem Herbstmarkt vor so vielen Jahren einen Umschwung bedeutet hätte; ob sie durch ihn, den Namenlosen, heute eine Andere sey; keine Ärztin, sondern eine glücklich verheiratete Gärtnerin beispielsweise. Wer konnte das schon sagen? Hatte er nur aufgedeckt, was schon ewig in ihr gärte?

Vielleicht war es noch nicht zu spät – für sie. Denn der Geist, und wenn es auch derjenige vom Markt war, zählte ganz offensichtlich nicht mehr zu den Lebenden.

Weiß war die Decke, auf der er geschlafen hatte. Weiß war sein erster Blick; Eis an jedem abgestorbenen Grashalm.

War dieser Weg seine ewige Nemesis? Trauer hieß sein Leiden, Unbeirrtheit war seine Waffe; Aethelu nannte er seine Sprache, denn sie bestand nur aus diesem einen Wort. Ein Generator brummte in der Nähe; ein Vogel schrie grell.

Ein wunderschöner, wenn auch kalter Tag brach an. Die junge Ärztin war morgens gerade aus dem Bus gestiegen und begab sich zum Haupteingang des Krankenhauses. Beinahe zeitgleich durchtrat die Erscheinung das Mauerwerk im Untergeschoß, bewegte sich dann aufwärts und erreichte nach einer halben Stunde orientierungslosen Herumschwebens die Station für Nervenheilkunde. Der Tote meinte, hier sey er schon einmal gewesen. – Und trotzdem war es anders.

Kaum ein Mensch bewegte sich in den Gängen; viele Patienten schliefen noch. Aethelu bereitete sich auf die morgendliche Visite vor, nahm dazu ihre Unterlagen und ging sie bei einem Becher Kaffee durch. Dann begab sie sich auf den Weg, nicht wissend, daß dies ihr letzter Tag als Unwissende sey.

Zwei Seelen begegneten sich. Es war kurz und schmerzlos. Überraschend, ja, doch schmerzlos. Aethelu erschlaffte und ließ augenblicklich eine Mappe aus den Händen fallen. Papier verteilte sich über den Fußboden, die Atmung setzte aus. Ein Kollege bemerkte den Lärm, ging ohne Eile in ihre Richtung.

Der Schwebende verweilte ihr gegenüber. Ihm war, als sehe er das Ziel einer langen, ermüdenden Reise; als sey er monatelang durch die Wildnis Sibiriens gewandert – und würde nun die erste Stadt betreten. Hätte er geatmet, hätte er vor Erleichterung gestöhnt. Heute würde sich entscheiden, warum er so ruhelos war.

Beide ließen ihre Blicke nicht voneinander. Aethelu kann-

te das Gesicht, kannte den verlorenen Stolz in seinen Augen; der Geist kannte die junge Frau, den Inbegriff eines Ideals. Sie war Aethelu. Sie allein. Sein Instinkt sagte ihm das, denn Erinnerung besaß er nicht. Bei Aethelu war es umgekehrt: Ihr fehlte der bezogene Instinkt, dafür verließ sie sich auf Erinnerung. Jetzt würde es darauf ankommen, was sie daraus machten.

Der Kollege staunte nicht schlecht, als er beide Ruhelosen in versteinertes Haltung vorfand, zehn Schritte voneinander entfernt. Er fuhr zusammen, wollte sich panisch im Kreis drehen und hatte zu fliehen vergessen. Stattdessen hielt er sich zurück, ging auf Abstand, holte Freunde, die ihm glauben sollten. Aethelu blieb zurück, und nichts hätte ihr besser getan.

Für sie war diese Begegnung ebenso Erleichterung und faszinierend zugleich: Wer kann schon jeden Tag ein echtes Gespenst anschauen?! Obschon der abschätzigste Begriff einen Fremden aus einer fremden Welt bezeichnet. Ihr Gegenüber jedoch, das war ihr vertraut; hatte echte Worte in der echten Welt mit ihm getauscht. Nun sahen sie sich wieder. Ob er sie erkannte?, fragte sie sich.

Forschend waren seine durchdringenden Blicke; er hielt an ihr fest wie mit eigenen Händen. Sie konnte ihm nicht mehr entkommen; sie war seine Erlösung. Würde das ewige Erwachen im Gras endlich enden? – Das war nicht ernsthaft seine Sorge. Es fürchtete ihn auch nicht die Ewigkeit; die Auflösung zu Nichts, ohne jemals wieder zu erscheinen. Alles, was ihn interessierte war, ob Aethelu ihm wohlwollend zugeneigt ist; ob sie ihm vorwirft, was er ist, und wie er vor sie tritt. Dafür konnte die arme Seele nun wirklich nichts.

Plötzlich bröckelte Aethelus angespanntes Gesicht; es

wechselt zu Erstaunen, zu Lächeln, so liebreizend, daß jeder Tote zu den Lebenden zurückgekehrt wäre. Sie erinnerte sich endlich an ihn! Dann machte sie den ersten Schritt auf ihn zu.

Mittlerweile hatten sich vier Arbeitskollegen dieser Etage eingefunden, hatten stehen- und liegengelassen, um diesen Moment wahrzunehmen. Zwei von ihnen waren dem Hausgeist noch nie begegnet. Und selbst die, die ihm noch nicht direkt gegenüberstanden, wußten, daß es diesmal anders werden würde.

Das glaubte auch Aethelu. Sie gehörte in dieser Beziehung ja schon zu den »alten Hasen«. Und mit offenen Sinnen empfing sie seine Botschaft: Niemals würde er ihr etwas zuleide tun; sie nicht quälen oder demütigen können. Er war, was er war – eine besondere Person aus der Vergangenheit, so wie sie jedermann kennt: ein ehemaliger Schwarm, über den man erwachsen lächelt; eine hilfsbereite Person, die einem in Verzweiflung beiseite stand; oder eine Person, der man dereinst das Leben gerettet hatte, und nun in endloser Freundschaft mit einem verbunden war.

So ähnlich, so ähnlich, dachte Aethelu bei sich: Und doch anders! Als wollte man einen bestimmten Geschmack im Blindtest ergründen: Die Frucht schmecke etwas nach Brombeere, etwas nach Stachelbeere, und doch war sie weder das eine noch das andere. Man wußte, was es war, aber fand keinen Namen dafür.

Nach dem ersten Schritt setzte sie einen Zweiten und Dritten nach, mit der Erkenntnis, daß der Spuk keine Handbreit zurückwich. Vorsichtig und stolz ging sie auf ihn zu, diesmal ohne erkennbare Angst, und die Erscheinung zog nicht zurück. Ihre Kollegen machten dieselbe Beobachtung,

hielten sich aber weiterhin im Hintergrund wie eine von Blitz und Donner erschrockene Ziegen-Herde.

Es brauchte Aethelu gar nicht hören, daß man ihr Tapferkeit nachsagte. Und wie würde sich erst ihr Ruf ändern, wenn die anderen von diesen Schritten erzählten? Würde man sie leichtsinnig nennen? Oder trifft es waghalsig besser? Auch erschöpfte Menschen begehen bewußt törichte Dinge, um dem Elend endlich abzuhelpfen!

Die gezeißelte Ärztin strahlte nun unermeßliches Selbstbewußtsein aus. Nichts und niemand hätte sie in diesen Minuten einschüchtern können. Zu lange schon war sie erinnert worden an ein Dasein, das nicht das ihre zu sein schien. Und nun wurde sie getrieben von Neugier, was und wen sie verpaßt haben mochte.

Ist dem nicht so? Alle Menschen kommen früher oder später an einen Punkt, da sie das erste Mal erkennen: Entweder werde ich mich bis an mein Lebensende mit meinem Schicksal abfinden müssen oder ... – und dann wissen sie nicht weiter, und wenden sich ihrem Tagewerk wieder zu. Dieser Anflug von Weiterdenken, von Rebellion gegen das eigene Gewissen, ist entscheidend für den Charakter des jungen, reifenden Menschen: Wird er sich bedächtig unterwerfen, weil sich »sowieso nichts ändern läßt«?; oder läßt sich derjenige auf das Risiko ein, sich von allem abzuwenden? – Um ganz neu zu beginnen? Die es getan haben, bereuen es jedenfalls nicht.

Aethelu konnte sich darüber kein Bild machen: Sie war jetzt hier, und wäre einer unabwendbaren Entscheidung ausgeliefert. Was ist, wenn dieser dumme Spuk wie einer dieser Weihnachtsengel ist, die subtil und verschlagen ins Gewissen reden, solange, bis man überdenkt, was man jah-

relang für richtig gehalten hat?

Auch für Jonny, das Gespenst, war dieser Augenblick von geringerer Tragweite, als zunächst zu vermuten gewesen wäre. Denn er hatte nur Augen für sie, ihren schönen Leib, ihr betörendes Lächeln, ihre von Aufrichtigkeit getragene Anmut. Ein Gespenst kann so etwas ganz genau sehen, besser als jeder konzentriert hinsehende Mensch. Er sieht mit Augen, was Menschen nur aus Verhalten ableiten können und für wahrscheinlich halten. Ja, sie war etwas Besonderes. Und Besonderes hatte sie verdient.

Aethelu war herangetreten, sich ihre Belohnung abzuholen: Jedwede Angst ward unterdrückt; die Erscheinung sah keine Veranlassung zum Auflösen; er ließ sie ganz nah an sich heran, zwei Armlängen entfernt. Sie streckte ihre Hand nach ihm aus, nach dem Gebilde, das sein Kopf sein sollte, und erinnerte sich an seinen Namen:

»Aethelred«, flüsterte sie: »Du bist es ja doch!«

Niemand kann sagen, ob sie dabei weinte. Ihre Arbeitskollegen standen zu weit entfernt; sie selbst war zu vertieft in des Anderen Abbild, das plötzlich eine Vielzahl von Erinnerungen belebte. Und in zwei Sekunden taten sich Gedanken auf, die überstrichen eine Dauer von Stunden.

Er, Aethelred, der ihr zuliebe seinen Künstlernamen nach ihrem Vornamen gewählt hatte; er, der ein Schreiber sey, wie er ihr dereinst ausführlich berichtete; Aethelred, der jeder Muse nachsehe, daß sie ihn beflügele. Für ihn war dereinst Aethelu diese Muse; vielleicht war sie es noch immer, auf jeden Fall etwas Bewunderswertes, nach wie vor.

Und was er ihr alles auf dem Markt unterbreitete, das läßt sich hier kaum wiedergeben! Er sprach so offen unter all den Anwesenden, daß sie eigentlich hätte in Verlegenheit

kommen müssen – doch das tat sie nicht. Aethelred, wie er sich fortan nannte, gab sich ganz unverhohlen: Er ergab sich ihr, als stünden sie nur zu zweit auf dem Platz; es hätte auch auf einer Bergspitze oder in einer einsamen Höhle sein können. Damals fühlte sie regelrecht, wie er sich ganz auf sie konzentrierte und alles andere ausblendete.

Aethelu, die, wie gesagt, der Verlegenheit fernblieb, akzeptierte diese Form der Bewunderung; diese Erhebung zu einer Gestalt, die des Fantasievollen Sinne verzehrt und in gleicher Weise anfüllt; der er daraus Worte und Mutmaßungen fischt, sie verdreht und anordnet zu Text und Tadel. Man muß aber davon leben können. Und eben das verstand Aethelu damals noch nicht.

Heute würde sie sagen: Gleichgültig sei alles, das mich vom freien Leben abhält! Weiche zurück – du Übel aus Arbeit, Verantwortung und Pflichten, die nie die meinen waren; die mir unbemerkt aufgezwungen wurden und gewuchert sind! Laßt mich zurückgehen zum Anfang – und dann will ich sehen, ob in einem zweiten Leben vieles nicht anders gekommen wäre!

Zurücknehmen wollte sie ihre ausgestreckte Hand nicht mehr – sie mußte sich sicher sein. Und so wölbte sie ihre Finger und berührte das, was seine Wange gewesen sein mochte. Sie streichelte in Wahrheit nichts anderes als Luft, eine sichtbare Einbildung. Aber wie es mit Gerüchen und Erinnerungen ist, bemerkt man hin und wieder eine Verbindung zwischen dem Unwirklichen und dem Tatsächlichen.

Aethelred, der Unwirkliche, reagierte darauf. Aus seiner Sicht war er lebendig, und sein Gegenüber eine blasse Erinnerung. Aethelu, die er so lange und ausdauernd gesucht hatte, empfand Zuneigung, zumindest Verständnis

für ihn, und bewies ihm dies mit einer Geste von Milde und Zuversicht. Daraufhin drehte er seinen Kopf in ihre Hand und tat so, als würde ein Kontakt bestehen. Nie zuvor in der Menschheitsgeschichte mag es ein eindringlicheres, unglaublicheres Bild gegeben haben.

»Du mußt gehen«, flüsterte sie. Die Tränen zu unterdrücken, fiel ihr nicht leicht; ja, es wagten sich einige unter Schluchzen hervor, so unwesentlich, daß sie wie Schweiß verdampften: »Du mußt jetzt gehen, lieber Aethelred.« – Und diesmal gehorchte er.

Ein Band aus Vorsehung durchdrang das Gewölbe, das ein Unwissender schlicht Flur nennen würde; in Aethelus Augen war es ein Tempel; ein Ort der Wiederkunft und Ehre. Trotz allem würde sie heute das letzte Mal hier sein – ihr Leben fand woanders statt. Wäre er nicht so schnell verschwunden – sie wäre ihm um den Hals gefallen, durch ihn hindurch, und unbeholfen auf dem Boden gelandet.

Ihre Freunde hatten sie nicht aus den Augen gelassen; in Bewunderung mit ihr gefiebert. Schon lange hatte niemand mehr nennenswerte Angst vor dem Hausgeist; es fragte sich nur jedermann, woher er komme und warum er hier verweile.

Einen deutlicheren Hinweis benötigten ihre Arbeitskollegen nicht. Für sie war ein Kapitel hinreichend erklärend geschlossen worden. – Und ob sie bedauerten, daß ihr Maskottchen nun andere Wege ging? Vielleicht stand allein Aethelu eine Antwort zu.